

Zeitgeist – Zeitraum – Zeitung

Auf einen Espresso mit dem Journalisten Wolfgang Büscher zur Atmosphäre von Bibliotheken

Der Journalist Wolfgang Büscher arbeitet für verschiedene Zeitungen, unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Zeitung, die Süddeutsche Zeitung, die Zeit und das Magazin Geo. Bei der Welt war er bis vor Kurzem Ressortleiter des Teams »Investigation und Reportage«. Als Autor veröffentlichte er mehrere Reiseberichte zu seinen Wanderungen. Aktuell erschien sein Buch »Heimkehr«. Für sein Werk erhielt er u. a. den Kurt-Tucholsky-Preis und den Ludwig-Börne-Preis. Sein neuestes Buch handelt davon, ohne Fernseher und ohne Internet zu seinen Wurzeln zurückzukehren. Hierfür verbrachte er ein halbes Jahr zwischen Fuchs und Borkenkäfer in einer Jagdhütte mitten im Wald.



Auf einen Espresso mit Wolfgang Büscher.

Dirk Wissen: Herr Büscher, Ihr aktuelles Buch hat den Titel »Heimkehr« und ich frage mich nach Ihren vielen Wanderungen und nun dieser Heimkehr, ob Ihr nächstes Buch sich mit dem Thema »Homeoffice« befassen könnte?

Wolfgang Büscher: Voraussichtlich eher nicht. Aber es stimmt schon, dass ich sehr intensiv in der Corona-Zeit im Homeoffice gearbeitet habe. Ich würde es eher »Moving Office« nennen, das kann überall sein, gerade sitze ich auf einem Mäuerchen in einem kleinen Park in Berlin-Wilmersdorf, um mit Ihnen zu sprechen.

Ob »Moving Office« oder »Homeoffice«, das ist doch für Sie bestimmt schon seit Jahren tägliche Praxis. Hat sich durch Corona da etwas verändert?

Also vor Corona habe ich alles, was ich journalistisch gemacht habe, im Großen und Ganzen in der Redaktion geschrieben. Und wenn ich ein Buch geschrieben habe, dann habe ich das zu Hause bzw., wie man heute sagt, im »Homeoffice« geschrieben. Vor ein paar Jahren hätte ich das nicht so ausgedrückt und der Begriff war damals auch noch nicht so bekannt. Aber es bedeutete für mich im Grunde, dass ich meine Bücher am Küchentisch geschrieben habe oder auf dem Laptop, um auf die Terrasse oder den Balkon zu gehen und dabei die Füße hochzulegen.

Und sie haben zu Hause die nötige Ausstattung, das soziale Umfeld, die Räumlichkeiten und die Technik? Diese Frage muss man ja stellen, da dies nicht jeder hat – vielleicht hat das eine Familie in Wilmersdorf, aber die Familie in Marzahn nicht ...

Ja, das stimmt. Mir war es aber immer wichtig, beides zu trennen: meine Existenz als Journalist und andererseits als Buchautor. Meine Existenz als Buchautor und der damit verbundenen Tätigkeit im Homeoffice ist in meinem Fall eine stille Angelegenheit, bei der ich niemanden groß störe. Ich benötige einen Laptop und eine ruhige Ecke und schreibe mit dem Laptop auf den Knien. Mehr ist das nicht. Und das Homeoffice ist im beruflichen Sinne etwas völlig anderes. Das bedeutet ständige Telefonkonferenzen und den Aufbau eines Monitors. Ich nehme also den Raum ganz anders in Beschlag, sowohl örtlich als auch akustisch. Ich besetze sozusagen meine eigene Wohnung. Und in meinem Fall waren wir tatsächlich bei der Welt am Sonntag ab Mitte März alle im Homeoffice. Meine Frau, die ebenfalls Journalistin ist, war ab diesem Zeitraum ebenfalls im Homeoffice. Wir hatten aus unserem Esszimmer so eine Art kleinen Newsroom gemacht. Da stand dann ein Tisch mit ihrem Monitor und ein anderer Tisch mit meinem Rechner. Und plötzlich sah unser Zimmer tatsächlich wie ein kleines Großraumbüro aus.



Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, HU Berlin

Und hat dieses Großraumbüro in irgendeiner Weise Ihre Familie belastet?

Ja, das hat natürlich meine Familie belastet. Die Kinder fingen an, einen Bogen um uns zu machen und haben in diesem Zeitraum den Tag herbeigesehnt, an dem dieser Scheiß ein Ende haben wird. Klar. Und ich persönlich habe das Ende auch herbeigesehnt, weil es, zumindest ist das seitdem meine Erfahrung, auch bedeutete, dass dadurch der Arbeitstag einfach noch mal mehr entgrenzt wird. Morgens um acht ging es los, indem man die erste Anwesenheitsmail schrieb und es endete abends um acht noch lange nicht, als man nochmals zum Beispiel letzte Absprachen traf. Es gab also keine klare Trennung zwischen Arbeitsplatz und Wohnort, zwischen Arbeitssphäre und Privatsphäre. Diese Trennung ist im Homeoffice aufgehoben und das hat sich auch bei mir zu Hause wirklich bemerkbar gemacht. Denn das bedeutete, dass die Arbeitssphäre ausgefertigt ist und die Privatsphäre in den Abgrund gedrängt wurde.

Somit haben Sie die innerbetriebliche Organisation Ihrer Redaktionstätigkeit in ihre häusliche Organisation daheim einbringen müssen?

Ja, so kann man das auch sagen. Und so hatten wir kurzfristig die Welt am Sonntag seit Mitte März komplett als Redaktion von zu Hause aus produziert, bevor sie dann bei jedem Leser zu Haus im Briefkasten landete.

So verlegte sich ihre »Welt« ins Innere Ihres Zuhauses?

Ja, die Welt am Sonntag wird zwar über die gesamte Woche entwickelt und produziert, aber durch Corona bekam diese Sache mit dem Homeoffice zwei Seiten: So gibt es diese riesengroße attraktive Seite, die gezeigt hatte, was einfach alles digital möglich ist. Und es zeigte sich nicht nur dem Mitarbeiter oder mir als Journalist, der sich im Homeoffice befindet, sondern

auch dem Arbeitgeber, bei mir dem Verlag, was alles möglich ist. Deswegen sage ich, es wird diesbezüglich kein Zurück zum Status quo ante geben. Wir alle werden nie wieder so arbeiten, wie wir dies bis Mitte März 2020 taten.

Und wie werden wir zukünftig arbeiten?

Wir werden definitiv alle von zu Hause aus mehr arbeiten. Es wird diese Daueranwesenheit an einem delegierten Arbeitsplatz so nicht mehr geben, das wird alles mobiler und digitaler.

Bedeutet das nicht aber auch ein sich veränderndes Miteinander, sowohl im Kollegenteam als auch in der Familie?

Ich denke, man wird, gerade in Bezug auf die Familie neue Formen finden müssen, damit es nicht zu extrem wird und der Familie gegenüber auswuchert. Und zum menschlichen Miteinander am Arbeitsplatz kann ich nur sagen, dass bei uns in der Redaktion sich alle danach gesehnt haben, sich endlich wieder zu sehen und miteinander quatschen zu können. Damit meine ich, dass wir endlich wieder diese kleinen Gespräche zwischen Tür und Angel führen können, denn gerade, wenn man in einem kreativen Beruf arbeitet, ist das ja das Salz in der Suppe. Und speziell in meinem Beruf, im Investigativ- und Reportageressort, lebt man einfach davon, dass man miteinander redet und sich auch mal sieht und mal informell zusammensitzt oder -steht und sich zwischenmenschlich austauscht. Es gibt sicherlich Arbeitsbereiche, die formalisiertere Abläufe haben, in denen das vielleicht leichter fällt. Das ist klar. Aber gerade ein Arbeitsbereich wie meiner, lebt wirklich davon, dass Leute zusammenstehen, sich in die Augen schauen und sich ein bisschen die Bälle zuspieren. Und das bedarf eben auch einer physischen Nähe. Diese Erfahrung habe ich ganz stark gemacht und diese Nähe fehlt mir und den Kollegen. Das ist ein echter Nachteil.

Und gibt es beim Homeoffice einen echten Vorteil?

Ein echter Vorteil ist für mich diese unfassbare Erfahrung gewesen, dass es möglich ist eine große deutsche Sonntagszeitung monatelang vom Küchentisch und vom Sofa aus zu machen. Das haben wir geschafft und das ist natürlich erstmal irre.



Die Stille genießt Wolfgang Büscher an Bibliotheken sehr, auch in der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz in Berlin – obwohl es hier manchmal sehr umtriebiger sein kann.

Und das bedeutet auch, dass wir einen Stand der Technik erreicht haben, der uns dies gestattet, was zuvor natürlich ein kaum vorstellbares Ding war.

Das stellt aber auch einige andere Dinge infrage, nicht nur welche Arbeitsvoraussetzungen zukünftig nötig sind oder beispielsweise diese Erreichbarkeit, die Sie beschrieben haben. Es ermöglicht darüber hinaus vielleicht auch eine neue Form von selbstbestimmten Tun, dem sich selbst organisieren?

Ja, genau, auch das. Doch ist das eine ambivalente Kiste. Denn es hat immer zwei Seiten, den Faktor »Selbstbestimmung« auf jeden Fall. Wenn ich zu Hause arbeite, habe ich ganz andere Möglichkeiten, ich nenne das Mikromöglichkeiten, um zeitgleich noch dies zu erledigen und das zu tun, wie beispielsweise nebenbei in der Küche einen Kaffee zu machen, aber auch, dass ich einem Handwerker sagen kann »Ja, komm vorbei ich bin da, ich mache Dir auf, zeige Dir kurz was zu reparieren ist«, oder dass ich nebenbei auch ein Paket annehmen kann oder dass ich zwischendurch mal kurz etwas einkaufen gehe. Also lauter Dinge, die ich in einer Redaktion oder in einem Büro niemals tun könnte.

Doch manches geht dann plötzlich wieder nicht, wenn einen dann eine Quarantäne ergreift ...

Oh ja, da haben Sie recht. Also wir hatten Corona. Meine Frau, mein Sohn und ich hatten es und meine Tochter komischerweise nicht. Und dann waren wir plötzlich drei Wochen in Quarantäne.

In der Quarantäne muss man sich dann ja noch mal ganz anders organisieren. Nicht nur die Arbeit mit dem Haushalt zusammenzubringen, sondern auch der zwischenmenschliche Kontakt, der Einkauf und Ähnliches wird viel schwieriger und der Tag strukturiert sich noch mal ganz anders ...

Ja, das ist in unserem Fall vor allen Dingen für unsere Tochter wirklich hart gewesen, weil sie ein Mensch ist, der sich ganz gerne bewegt und raus geht. Da mussten wir für sie Kreativlösungen finden, wie zum Beispiel dass wir nachts um 12 Uhr einfach mal alle für eine Stunde raus in den Park gingen, wenn kein anderer Mensch mehr draußen zu sehen war. Oder dass sie mal länger mit ihren Freundinnen telefonieren durfte. Oder dass die Großmutter der Kinder uns ein bisschen was eingekauft hat und wir dann alle auf dem Balkon standen und mit ihr vom Balkon herab gesprochen haben, also über den Bürgersteig hinweg rufend mit ihr sprachen.

So eine Quarantäne birgt auch Einsamkeiten. Bekannt sind Sie für ihre Reisereportagen, für die Sie gerne rausgehen und wandern und nun beschreibt Ihr neuestes Buch »Heimkehr« eine Art von Waldeinsamkeit ...

Ja, da war ich monatelang allein in einer Jagdhütte im Wald.

Dann stelle ich noch mal die aus Sicht von Autoren schlechteste Frage, die man einem Autor stellen kann: Wovon wird Ihr nächstes Buch handeln?



Während dem Teil-Lockdown nicht möglich: Veranstaltungen vor Publikum. Sonst ist Wolfgang Büscher als Autor und Journalist gefragt bei Lesungen und Podiumsdiskussionen.

Da glaube ich nicht, dass das das Thema Homeoffice oder häusliche Quarantäne sein wird. Ich habe die Themen meiner Bücher nie aus gesellschaftlichen Trends herausgezogen oder als Zeitgeistboten gesehen. Das ist nicht meine Vorgehensweise. Ich hatte halt diese Trilogie der großen monatelangen Wanderungen geschrieben, nach Moskau, quer durch Deutschland und dann durch die USA und habe danach einfach überlegt, ob das jetzt so weitergehen soll oder ...

Wollen Sie nicht wieder weitergehen?

Ja, genau, ob das jetzt so weitergehen soll oder ob ich nun irgendetwas anderes mache? Als dann meine Frau sagte, da ich ja nun drei Bücher vom Wandern geschrieben hätte, dass es doch mal ganz gut wäre, wenn ich irgendwo bleiben würde und nicht immer weiter reise, kam mir die Idee, mal monatelang im Wald meiner Heimat zu verbringen, dort, wo ich aufwuchs.

Statt in die Welt zu wandern, nun also die Heimat, das Zuhause, daheim, im Inneren – das ist ein literarisches Motiv ...

Na ja, in meinem Fall wurde nicht die Heimat zum Kontraprogramm, sondern die Einstellung, mal einige Zeit an einem Ort zu verweilen. Und das habe ich in Jerusalem bereits schon gelebt und dann beschrieben. Dort, in der Altstadt von Jerusalem, die ziemlich genau einen Quadratkilometer misst, habe ich einen Frühling lang verbracht und das war dann schon das völlige Gegenteil von

2000 Kilometer nach Moskau zu laufen. Und aktuell, das mit der Jagdhütte, das ist, wenn man das strukturell und formal betrachtet, so etwas Ähnliches, wo ich an einem Ort verweilte. Aber vielleicht habe ich ja zukünftig auch mal wieder Lust und begeben mich auf eine große Strecke.

Bibliotheken bieten auch einen Ort zum Verweilen ...

Die Stille von Bibliotheken habe ich immer sehr geliebt. Gerade wenn ich Bibliotheken zum Recherchieren benutzt habe oder wenn ich meine Bücher geschrieben habe und mich in ein Thema etwas einlesen wollte. Diese Stille der Bibliotheken mag ich sehr. Und sie ist vielleicht auch etwas, die unvorhergesehener Weise sehr zur Corona-Zeit passt. Zum Beispiel die Universitätsbibliothek von Marburg, der Stadt in der ich studierte, aber auch die Staatsbibliothek am Potsdamer Platz und Unter den Linden sowie die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität in der Nähe Unter den Linden, die mag ich alle sehr, um zu verweilen. Da mal spontan zu sitzen und sich in etwas hinein zu vertiefen und die Zeit vergessen, das mag ich sehr. Und diese Weite der Räume, die Konzentration und die Atmosphäre und diese große Stille, das ist es. Dort sitzen, die Leute sehen, sich auf eine Sache konzentrieren und sich mit etwas intensiv zu beschäftigen, das ist eine Gemeinsamkeit mit den Leuten drum herum und zugleich eine Einsamkeit – das ist einfach eine sehr schöne Atmosphäre.

Und welche Bibliotheken Ihrer Heimat oder von Ihren Veranstaltungen haben Sie in Erinnerung?

Tatsächlich war ich mal in der Murhardschen Bibliothek in Kassel, weil mich ein bestimmtes Thema interessiert hat und ich dort etwas suchte. Doch Veranstaltungen habe ich fast immer in Buchhandlungen oder Literaturhäusern gehalten. Bibliotheken sind da fast ein Novum. So, wie wir mal gemeinsam in der Würzburger Stadtbücherei zusammen eine Veranstaltung hatten, kommt selten vor. Das mag für andere Autoren nicht so sein, aber für mich finden Lesungen meist nicht in Bibliotheken statt.

In Ihrem aktuellen Buch steht, was Sie für den Wald alles eingepackt haben. U. a. Feldbett, Handlampe, Taschenmesser. Auch extra Kaffee hatten Sie dabei, doch Bücher stehen da nicht?

Wenn ich irgendwo unterwegs bin, um selber ein Buch zu schreiben, dann habe ich nie ein anderes Buch dabei.

Aber einen Internetzugang zum Recherchieren hatten Sie?

Na ja, ich habe immer mein Smartphone dabei und ich hatte mir für den Wald so eine Solarzelle gekauft. Da habe ich einen Nagel in den Baum geschlagen und die Solarzelle an den Baum gehängt. Das dauerte dann aber immer irrsinnig lange, bis das Handy zu maximal 90 Prozent aufgeladen war. So richtig Gebrauch habe ich also auch davon nicht gemacht. Und das Handy war zu dem Zeitpunkt nur irgendetwas, das man so dabei hat, für den eigenen Notfall, beziehungsweise um im nötigsten Fall erreichbar zu sein. Aber mit dem Handy recherchieren, das passierte kaum. Alles was ich brauche, ist ein Laptop und eine stille Ecke, um am Buch zu arbeiten. Ich benötige also hierzu nur einen »Soloworking Space«, denn ich schreibe und arbeite ausgesprochen gerne solo und irgendwie klappt das bei mir überall.

Herr Büscher, ich danke Ihnen.



Und Frau Bornheim, was sagen Sie als Architektin, sollte es sowas wie einen Soloworking Space geben?

Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Fotos: Dirk Wissen

Ihre Meinung: Benötigen Bibliotheken neben Coworking Spaces auch Soloworking Spaces. Schreiben Sie an: bub@bib-info.de